



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 3

1. Januar 1929

Nummer 3

Inhalt: Vereinsnachrichten, Seite 83. — Hans Crome, Die Burgen der alten Preußen, Seite 34. — Dr. Knafke, Königsberger Münzmeister, Seite 41.

Vereinsnachrichten.

Am 8. Oktober sprach Herr Oberstudiendirektor Professor Dr. Schumacher über die Beziehungen des Deutschen Ordens zu England, am 10. Dezember Herr Dr. Bauer, Direktor der Stadtbibliothek und des Stadtarchivs in Elbing über Danzig, Ermland und das Auftreten der Jesuiten in Preußen. Am 12. November fand eine gemeinsame Sitzung mit der Altertumsgesellschaft Prussia statt, in der Herr Pfarrer Doskocil-Charau einen Vortrag mit Lichtbildern über die Insterburger Lutherkirche hielt.

Aus dem sonstigen Vereinsleben seien unsere Bemühungen um die Erhaltung der alten Ortsnamen erwähnt. Wie wohl bekannt, hat die gesetzliche Neuordnung der kommunalen Verhältnisse auf dem Lande eine Zusammenlegung vieler Gutsbezirke und Dörfer zu neuen Gemeinden zur Folge gehabt. Eine überraschende Konsequenz dieses Verfahrens war es, daß die Namen der vielen tausend Güter und Dörfer, die jetzt keine eigenen Kommunalbezirke mehr bildeten, amtlich, d. h. aus den postalischen und sonstigen Amtsverzeichnissen, von Wegweisern und Ortstafeln verschwinden sollten. Im Regierungsbezirk Königsberg wenigstens war derartiges bereits angeordnet worden. Eine Fülle von Protesten war die Folge. Auch wir wandten uns mit einer Eingabe an den Herrn Oberpräsidenten, in der wir weniger die juristischen, wirtschaftlichen und geographischen Bedenken gegen diese Maßregel betonten, als zu bedenken gaben, welchen Verlust für Heimatkunde und Heimatgeschichte, deren Pflege in Wissenschaft und Schule doch gefordert und mit öffentlichen Mitteln unterstützt wird, das Verschwinden vieler tausend z. T. auch historisch bedeutsamer und sprachlich reizvoller Namen bedeuten würde. Auf diese und andere Eingaben hin hat der Herr Minister

verfügt, daß die alten Ortsnamen als Ortsteile weiter bestehen bleiben könnten, wenn die Bewohner einen entsprechenden Antrag an den Regierungspräsidenten richteten. Wir bitten deshalb hiermit alle unsere Mitglieder, besonders die, die auf dem Lande leben und mit ländlichen Kreisen Verbindung haben, durch Wort und Schrift aufklärend zu wirken, auf die Bedeutung der Erhaltung der alten Ortsnamen für Wissenschaft und Volkskunde hinzuweisen und die, die es angeht, zur Stellung der Anträge auf Weibehaltung des alten Namens zu veranlassen. Wir haben uns in diesem Sinne auch an die andern historischen Vereine und sonst in Betracht kommenden Stellen der Provinz gewandt und überall freudige Zustimmung gefunden.

Die Burgen der alten Preußen.

Von Hans Crome.

Die Vorgeschichte, die uns mit dem Werden und Vergehen der Völker, ihren Lebensgewohnheiten, ihrem Kulturzustande, ihren sittlichen und religiösen Anschauungen in der Zeit, bevor die geschichtlichen Aufzeichnungen beginnen, bekannt machen will, gründete sich bisher hauptsächlich auf die Ergebnisse, die die Erforschung der Grabstätten mit ihren Bodentertümern zu Tage förderte. Nur in geringem Umfange hatte die Forschung sich befaßt mit den Zeugen der Vergangenheit, die an der Erdoberfläche als Reste von Siedelungen und Befestigungsanlagen der alten Bewohner in großer Verbreitung im Lande noch vorhanden sind. Und doch kann gerade die Erforschung dieser Denkmäler ein besonders deutliches Bild von dem Leben und dem Kulturzustande der Vorfahren, von der Veränderung ihrer Wohnsitze, ihren kriegerischen Erlebnissen und ihrer Bekanntheit mit den Mitteln des Angriffes und der Verteidigung geben. Die Gründe, weshalb die Erforschung der Wohnstätten und Wehranlagen bisher im Rückstande geblieben ist, sind darin zu suchen, daß die Grabungen mit der Bewegung großer Erdmassen verbunden sind und daher bedeutende Geldmittel erfordern, die für wissenschaftliche Arbeiten solcher Art schwer zu beschaffen sind, und daß ihre Leitung und Beaufsichtigung selbst eine sichere Beherrschung der Ausgrabungsvorschriften und eine gründliche Kenntnis aller vorgeschichtlichen Fragen voraussetzt, ohne die jede Grabung die Gefahr in sich trägt, eher zu einem Schaden, als zu einem Vorteile für die Wissenschaft zu werden. Die Schwierigkeiten der Grabung hat *Bersu* im vorgeschichtlichen Jahrbuche, herausgegeben von *Max Ebert*, Band II, in einem Aufsatze unter dem Titel „Die Ausgrabung vorgeschichtlicher Befestigungen“ dargelegt, in dem er auch eine genaue Anweisung über die Art des Grabens gibt.

Im Westen unseres Vaterlandes sind durch Grabungen auf vorgeschichtlichen Wehranlagen, die namentlich unter der Leitung von *Karl Schuchardt* gestanden haben, bereits wichtige Ergebnisse erzielt worden. In unserem Osten, der eine reiche Fülle dieser Wehranlagen aufweist — es sind über 400 nachweisbar — ist man

aber noch weit zurück. Wir haben nur eine einzige Ausgrabung im eigentlichen Sinne dieses Wortes zu verzeichnen. Es ist dies die Ausgrabung der alten Preußenburg Wöckliß bei Güldenboden, die Professor Ebert im Jahre 1925 gemeinsam mit dem Studienrate Professor Ehrlich ausgeführt hat. Sonst hat es sich bisher im allgemeinen hier nur um unbedeutende Schürfungen gehandelt.

Es soll im folgenden versucht werden, nach den Ergebnissen der bisherigen Erkundungen und Grabungen ein Bild einer altpreußischen Befestigung zu geben.

Die Bewohner des alten Preußens rechnen zu den baltischen Völkern. Sie sind den Germanen verwandt, stehen den Slawen nahe, sind aber keine Slawen. Von ihren Nachbarn werden sie Prusai genannt. Über die Bedeutung dieses Namens ist uns nichts bekannt.

Die alten Preußen waren ein tapferes und kriegsgewohntes Volk. Überfälle in die Nachbarländer und Einfälle von dort in das Preußenland waren nichts Seltenes. Die Kämpfe mit den Fürsten von Wolhynien und Masowien sind aus der Geschichte bekannt. Das Samland war häufig den Einfällen der Dänen und Skandinavien ausgesetzt, die dort zeitweise festen Fuß faßten. So wurde die Kriegstüchtigkeit und Widerstandsfähigkeit erhalten. Mit der Ankunft des Deutschen Ordens ging die alte Freiheit und das Volkstum nach langen Kämpfen und ruhmreicher Verteidigung, die namentlich in dem großen 15 jährigen Aufstande von 1260—1275 zutage tritt, verloren.

Von dem kriegerischen Geiste der Preußen und ihrem zähen Verteidigungswillen geben die über das ganze Land zerstreuten Burgen ein beredtes Zeugnis. Wir wissen aber nicht sicher, welchem Zwecke im Einzelfalle die Wehranlagen gedient haben. Erst der Fortgang der Grabungen wird in diese Zweifel Licht bringen. Die größeren Wehranlagen waren wohl der Landesverteidigung bestimmt, wie wir dies von der im Eingange erwähnten Preußenburg Wöckliß sagen können. Im übrigen waren sie nicht gegen einen bestimmten Feind gerichtet, sondern sie schützten mehr nach allen Seiten, je nachdem der Feind von Norden, Süden, Osten oder Westen kam. Die zahlreichen kleineren Anlagen hat man wohl als Sitze von Edlen oder Gaufürsten oder als gesicherte Wohnplätze von Stammesgenossen anzusehen. Andere Wehranlagen waren Fluchtstätten der Bevölkerung und dienten zur Unterbringung von Menschen und Vieh bei plötzlichen feindlichen Überfällen.

Dadurch daß der Orden in das Land kam, sind wir vielfach darüber unsicher, wer im Einzelfalle der Erbauer der Wehranlagen gewesen ist. Der Orden war bei der fortschreitenden Eroberung des Landes natürlich nicht gleich in der Lage, neue Stützpunkte für seine militärischen Kräfte und Zwecke zu bauen, er nahm die Befestigungen der Landeseinwohner notgedrungen in Gebrauch. Auch er bedurfte für seine Siedler und für die zum Christenglauben bekehrten Preußen Zufluchtstätten bei Überfällen der heidnisch gebliebenen Landesbewohner und der feindlichen Nachbarn. Die Anlagen, die er vorfand, baute er um oder aus, legte auch selbst neue Fliehburgen an.

Einen Anhalt zur Ermittlung des Erbauers kann im allgemeinen die Grundform der Wehranlagen geben. Die alten Preußen wandten bei ihren Anlagen, soweit das Gelände dem nicht entgegenstand, meist die rundliche Form an, während der Orden viereckig baute. Es gibt Wehranlagen, die eine rundliche und daneben eine viereckige Grundform aufweisen, bei denen also altheidnische Befestigung und Ordensbefestigung nebeneinander liegen. Die Frage nach dem Erbauer bedarf demnach noch sehr der Klärung.

Im großen und ganzen haben wir zu unterscheiden zwischen zwei sich aus der Beschaffenheit des Geländes ergebenden Arten von Wehranlagen, den „Bergburgen“ und den sogenannten Zungen- oder Abschnittsburgen. Bei den ersteren handelt es sich um Befestigungen, die dadurch entstanden sind, daß man einen aus der Ebene hervorragenden Berg zur Befestigung auswählte oder auch ihn im freien Gelände künstlich aufschüttete und die Befestigung gleichmäßig rings herumführte, sie auch wohl noch durch Befestigungsvorlinien, die in weiterem Kreise den Berg umzogen, verstärkte.

Die Zungenburgen sind, wie der Name sagt, unter Benutzung einer Berg- oder Landzunge, meist in dem Bogen eines Baches oder an der Ausbuchtung eines Sees gelegen, errichtet, bei der die Verbindung mit dem Lande durch eine Wehr abgesperrt, die Zunge also an der Wurzel gewissermaßen abgeschnitten war. Man nennt diese Wehranlagen daher auch Abschnittsburgen. Bei diesen Zungen- oder Abschnittsburgen waren die freien Seiten in der Hauptsache schon durch die Natur gegen Angriffe geschützt und bedurften hier somit keiner oder nur einer schwachen Befestigung durch eine Pfahlwand oder eine Rasenmauer. Die Wehranlagen der alten Preußen sind, soweit sich feststellen läßt, in der größeren Zahl solche Zungenburgen. Dies würde sich daraus erklären, daß diese Befestigung die einfachere und daher schneller auszuführende ist und daß das Land mit seinen vielen Seen und Bächen, deren Ufer oft steil abfallen und tiefe Schluchten bilden, für die Befestigung geeignete Landzungen in großer Zahl bietet.

Wir bezeichnen die alten Wehranlagen heute meist mit dem allgemeinen Namen „Burgwall“, weil wir nur noch den Wall von der alten Anlage erblicken, die eigentliche Befestigung dagegen verschwunden ist. Was wir aber von einer Preußenburg nur noch als Wall vor Augen haben, unter Umständen mit Gras und Busch bewachsen, sah einst anders aus. Den Schutz müssen wir uns als eine aus Holz und Erde hergestellte Mauer vorstellen. Ein einfacher Wall würde in den Zeiten, wo die Kämpfe in der Hauptsache mit Nahkampfwaffen ausgefochten wurden, dem Verteidiger keine Überlegenheit gegeben haben. Eine Mauer von einiger Höhe war dagegen für den Angreifer ein beachtliches Hindernis.

Die Holz-Erde-Mauer entstand folgendermaßen: An der Stelle, wo die Umwehrung gezogen werden sollte, errichtete man auf einer Erdschüttung oder über einem Steinpflaster einen Pfosten- oder Blockbau. Bei dem Pfostenbaue trieb man zwei Reihen Pfosten in einer Entfernung von mehreren Metern, je

nach der Stärke, die die Mauer erhalten sollte, in die Unterschicht, verband sie durch übereinander geschichtete Längsbalken, und befestigte sie durch Querriegel untereinander. Den Zwischenraum füllte man mit Steinen, Erde und Wurzelwerk aus, so daß auf diese Weise eine feste Mauer entstand. Am oberen Rande haben wir uns einen umlaufenden Wehrgang zu denken, von dem die Verteidiger den Angreifenden ihre Wurfgeschosse entgegen sandten. Neben dieser Pfostenmauer war die Blockmauer im Gebrauche — und bei den alten Preußen wohl meistens —, die nach der Art der Blockhäuser hergestellt war, wobei sich ein Blockverband an den anderen reihte und der Zwischenraum in der oben geschilderten Weise ausgefüllt wurde. In der Mauer war eine Stelle für das Tor freigelassen, das besonders geschützt war. Die Stärke der Mauer läßt sich aus den in dem Boden zurückgebliebenen Spuren der Pfosten oder der Balkenlagen erkennen. Sie betrug $1\frac{1}{2}$ bis 3 Meter und mehr. Die Höhe der Mauer würde sich aus dem vorhandenen Mauerputze ebenfalls noch feststellen lassen. Sie war oft beträchtlich. Die Vorderseite der Mauer hatte zur Erhöhung der Standhaftigkeit eine schräge Erdschüttung, die, um die Annäherung zu erschweren, mit spitzen Pfählen gespickt war. Der Schutz der ganzen Anlage war in der Regel durch mehrere hintereinander liegende Reihen solcher Wehrmauern noch verstärkt. Zur weiteren Sicherung dienten an besonders bedrohten Stellen der Anlage Holztürme. Die Wehrmauer umschloß den Innenhof. Auf ihm befanden sich die Blockhäuser zur Unterbringung der Bewohner, meist an die Innenmauer angelehnt. Hier lag auch wohl eine befestigte Grube zur Ansammlung des Regenwassers. Sonst holte man das Wasser aus dem Bache oder See, von denen der eine oder andere immer in der Nähe preußischer Wehranlagen zu finden ist. An das Kernwerk schloß sich in der Regel eine Vorburg, deren Größe sich nach dem Zwecke richtete, den die Anlage hatte, und nach der Ausdehnung und Beschaffenheit des Vorgeländes. Sie diente zur Aufnahme einer größeren Besatzung und bei den Flichburgen zur Unterbringung der Flüchtlinge mit ihren Wagen und ihrem Vieh.

Die Wehranlagen gingen entweder durch Feuer oder allmählichen Verfall der sie zusammenhaltenden Holzmassen zugrunde. Die Bildung des heute an der Stelle der alten Befestigungen befindlichen Walles ging so vor sich, daß die Mauer durch Feuer oder nach Verlassen der Burg durch Vermoderung zusammenstürzte. Die Erde- und Steinmassen, ihrer Verbindung beraubt, fielen vorn und hinten über und bildeten so einen Schutthaufen in der Längsrichtung der alten Anlage, der sich dann unter dem Einflusse von Regen und Wind zu dem heutigen Walle abrundete und sich mit Gras und Baumwuchs überzog.

Die altpreußische Befestigungskunst scheint die Anlegung eines Grabens vor der Mauer nicht gekannt zu haben, während der Orden seine Wehranlagen überall durch Wall und davor liegenden tiefen Graben schützte. Deshalb sind die im Lande vielfach vorkommenden Wehranlagen ohne davor liegenden Graben jedenfalls als Werke der alten Preußen anzusehen.

Ein deutliches Bild einer altpreussischen Befestigung hat uns die oben erwähnte von Professor Ebert geleitete Ausgrabung der sogenannten „Schwedenschanze“ bei Wöcklitz im Kreise Elbing, unmittelbar an der alten ostpreussischen Grenze gelegen, geliefert. Ebert hat im Bande I seines vorgeschichtlichen Jahrbuches die Grabung und die sich daraus ergebende Anlage der Burg genau beschrieben. Danach gehörte die Burg zu einer Verteidigungsanlage, die das Hochland bei Trunz östlich der Weichsel abschloß und aus drei großen Burgen bestand, der Schwedenschanze von Wöcklitz im Süden, der Krenzener Burg in der Mitte und der Tolkemitta nördlich am Haffe. Die Burgen sind den sächsischen Burgen zwischen Weser und Elbe bzw. Elbe und Oder verwandt, wenn auch nicht so groß. Die „Schwedenschanze“ ist 300 Meter lang.

Auch diese Burg hat der Orden nach ihrer Einnahme verstärkt und ausgebaut. Sie ist eine richtige Zungenburg, bei der die Landzunge durch das Bartkammer Mühlenfließ, den früheren Rogombach, und einen von Westen in das Fließ einmündenden Bach gebildet wird. Beide Wasserläufe bilden tiefe Schluchten. Gegen sie fällt die sich in südost-nordwestlicher Richtung erstreckende Höhe schroff ab. Von der Spitze der Landzunge im Südosten steigt die Höhe nach Norden allmählich an. Auf ihrem höchsten Punkte liegt das Kernwerk der Anlage. Weiter nach Norden zu fällt das Gelände terrassenförmig ab und ist hier durch eine Mauer mit Graben und noch weiter nördlich durch eine zweite Mauer ohne Graben in ganzer Breite der Landzunge abgeriegelt. Die nördliche äußere Mauer läuft im Süden in einen Bogen aus. Zwischen beiden Mauern liegt der ausgedehnte Außenhof. Die Hauptfront des Werkes liegt nach Südosten. Hier zog sich ein Außengraben entlang, zu dem der Zugang durch Verhaue und Wälle gesperrt war, die senkrecht zur Wegerichtung liefen. Hinter dem Graben glaubt Ebert einen Befestigungsring mit drei Mauern, mit je einem davor liegenden Graben feststellen zu können. Dies würde, wie oben ausgeführt wurde, wieder beweisen, daß die Befestigung sowohl ein Werk altpreussischer wie ordenszeitlicher Erbauer ist und die Arbeiten verschiedener Befestigungszeiten nebeneinander liegen. Die stärkste Mauer und der tiefste Graben lag nach dem Grabungsergebnisse im Südosten der Anlage, dem Kernwerke am nächsten, dessen Binnenhof, von Wallkrone zu Wallkrone gemessen, eine Ausdehnung von 37,5 mal 32,5 Meter hatte. An der Nord- und Südseite des Kernwerkes, da, wo die Mauer an die Steilabhänge stieß, war je ein starker und hoher Holzturm errichtet, von dem aus man den Einblick in die darunter liegenden Schluchten hatte und außerdem die Augenverbindung hielt mit zwei in der Richtung auf Wöcklitz über dem unteren Laufe des Rogombaches liegenden Außenwerken, dem sogenannten großen und dem kleinen Schloßberge, der erstere auf dem linken, der andere auf dem rechten Ufer des Baches gelegen. Der Nordostturm zwischen der ersten und zweiten Mauer war gegen seitliche Umfassung durch einen von Ost nach West verlaufenden Quergaben und durch eine bastionsartige Stellung mit einer Mauer und zwei Gräben, die zugleich das Nordosttor des

Binnenhofes deckte, gesichert. Der Südwestturm sperrte den Weg zum südwestlichen Tore, dem Haupttore des Binnenhofes, da, wo sich die Plattform der Landzunge nach Westen ausbiegend verbreitert. Er war tief unterkellert und an seinem Fuße von einem halbkreisförmigen gegen die Schlucht gewendeten Erdwalle gedeckt. Hinter ihm befand sich ein kurzer Graben, über den eine Brücke geführt haben wird.

Die Außenwände der Mauern bestanden bei dieser Burg aus starken Holzschwellenlagern, die durch Ankohlung und Überziehung mit Lehm (außen, vielleicht auch innen) gegen Wasser und Feuer geschützt waren. In der dritten Mauer, der Hauptmauer, dem Kernwerke am nächsten, ließen sich zwischen den Außenwänden unten wohlerhaltene Holzreste beobachten. Die stärkeren Mauern waren also nicht nur durch Erde und Steine, sondern auch durch ein rostartiges Holzlager gefüllt.

Die Wöcklinger Burg ist das alte, von dem Ordensgeschichtsschreiber Peter von Dusburg erwähnte Castrum Welflika. Sie wurde vom Orden etwa 1235 mit der Unterwerfung Pomesaniens erobert und von ihm besetzt. Im großen Aufstande, in der Zeit zwischen 1260—1275 eroberten sie die mit den Sudauern und anderen preussischen Stämmen verbündeten Pogesanier zurück. Nach tapferer Gegenwehr wurde die Ordensbesatzung überwältigt und niedergemacht und die Burg verbrannt. Nach den gewaltigen Kohlenfichten auf der Südostseite des Kernwerkes und an der Innenseite des Haupttores ist anzunehmen, daß das Unheil von dieser Seite über die Besatzung hereingebrochen ist.

Der Umstand, daß die Burg durch Feuer vernichtet und nicht allmählich verfallen ist, ist für die Burgwallforschung von Bedeutung und von ihrem Standpunkte zu begrüßen, da die verkohlten Reste im Boden den Aufbau deutlicher erkennen lassen, als wenn die Holzmassen vermodert wären.

Ich möchte noch auf einige Burgwälle im Samlande eingehen, das in der Geschichte des Preußenlandes immer eine besonders wichtige Rolle gespielt hat. Dr. Clasen hat diese Wehranlagen in einem Aufsatze mit dem Titel „Samländische Burgwälle“ im Jahrgange 1927 der Ostdeutschen Monatshefte behandelt. Unter den dort aufgeführten Burgwällen seien als sprechende Zeugen der Befestigung der Vorzeit besonders zwei Wehranlagen hervorgehoben: der „Burgwall“ von Mednicken und der „Schloßberg“ von Prenzl. Der Burgwall von Mednicken ist auf einer in den nördlichen Teil des Wargener Kirchenteiches vorspringenden Landzunge gelegen, deren Wurzeln von einem jetzt breit zusammengefallenen, hohen Erdwalle abgeschnitten ist. Dem Walle ist kein Graben vorgelagert, woraus, wie oben ausgeführt wurde, zu entnehmen ist, daß er aus der Vorordenszeit stammt. Man überschreitet den Burgwall, wenn man den Weg von Königsberg über Mednicken am Wargener Kirchenteiche entlang nach Wargen nimmt. Der Schloßberg von Prenzl liegt im südlichen Teile des Wargener Kirchenteiches gegenüber dem Schlosse Prenzl. Er ist deshalb besonders anziehend, weil hier eine altpreu-

fiſche Anlage in unregelmäßig dreieckiger Form neben einer vieredigen, der Ordenszeit angehörigen Burg liegt. Jedem, der ſich von der Geſtalt der alten Wehranlagen ein Bild machen will, iſt der Beſuch dieſer beiden, von Königsberg leicht zu erreichenden Burgen beſonders zu empfehlen.

Die aus der Vorzeit uns überkommenen Wehranlagen führen heute im Volksmunde die verſchiedenſte Benennung. Am häufigſten findet ſich der Name Schloßberg. Andere Bezeichnungen ſind: Schwedenschanze, alte Schanze, Burgwall, Ringwall, Wallberg, im Samlande Hausenberg, Hünenberg, Herenberg ſowie die lettisch-litauischen oder polniſchen Bezeichnungen Pilberg, Pillaſtkis, Pillaſkalis, Zamek, Zamziſko, Grodziſko und andere. In der Literatur wird beſonders die Bezeichnung Burgwall gebraucht, ein Name, der ſich, wie oben ausgeführt wurde, nach dem gebildet hat, was heute von den alten Wehranlagen noch dem Auge erſcheint.

Die in Ostpreußen als Schwedenschanzen bezeichneten Wehranlagen haben, von einzelnen Ausnahmen vielleicht abgesehen, nicht die Schweden als ihre Erbauer. Die Bezeichnung beweist nur, welchen nachhaltigen Eindruck die Zeit der Schwedenkriege auf die Bevölkerung hinterlaſſen hat.

Es ſei an dieſer Stelle noch eines um die Burgwallforſchung hochverdienten Mannes gedacht, des Leutnants Guiſe, dem ich bereits einen kleinen Aufſatz im Heft 26 der Zeitschrift „Prussia“ gewidmet habe. Er bereiſte vor gerade 100 Jahren, 1826—1828, Ost- und Westpreußen im Auftrage der Militärbehörde, um die Befestigungen des Deutſchen Ordens aufzunehmen. Auf dieſen Reiſen hat er ſich auch mit den vorordenszeitlichen Befestigungsanlagen befaßt und Skizzen, die dieſe Anlagen im Grundriſſe und in der Seitenanſicht zeigen, aufgenommen. Dieſe Skizzen ſind für die heimische Burgforſchung von außerordentlichem Werte, da ſie uns ſowohl Burgwälle wiedergeben, die heute bereits verſchwunden ſind, deren Lage und Geſtalt wir aber an der Hand der Skizzen feſtſtellen können, als auch die Burgwälle in weit urſprünglicherer Geſtalt darſtellen, als wir ſie heute nach 100 Jahren ſehen, wo ſie ſich unter dem Einfluß der Witterung, des Pfluges und des Spatens weſentlich verändert haben. Ostpreußen iſt durch den Beſitz dieſer Aufnahmen anderen Landesteilen gegenüber, was die Zwecke der Burgforſchung betrifft, recht bevorzugt.

Ferner hat Freiherr von Bönigk in den Jahren 1879 und 1880 eine Anzahl ostpreußiſcher Burgwälle an Ort und Stelle planmäßig aufgenommen. Seine Grundrißzeichnungen befinden ſich im Beſitz der Alttertumsgeſellſchaft Prussia. Auf ſeinen Aufſatz „Über ostpreußiſche Burgwälle in ihren einzelnen Teilen“ in den Sitzungsberichten der genannten Alttertumsgeſellſchaft, Heft 6, 1879/80 ſei beſonders hingewieſen.

Der Verfall der alten Zeugen der Vergangenheit ſchreitet unaufhaltſam vorwärts und mahnt, die Erforſchung des Vorhandenen bald und mit Eifer in die Hand zu nehmen. Unſere Sorge muß es ſein, die Reſte zu ſchützen und nach Möglichkeit zu erhalten. Ausreichende geſetzliche Schutzmaßnahmen ſind noch nicht vorhanden. Das

Ausgrabungsgesetz vom 26. März 1914, in dem das unbefugte Graben nach Gegenständen, die für die Kunstgeschichte usw. von Bedeutung sind, verboten wird, führt in den Ausführungsbestimmungen zu § 5 nur eine Anzeigepflicht auf für „bewegliche und unbewegliche Funde, wie Siebelungsreste, Grabanlagen und dergleichen.“ Ein eigentliches Denkmalschutzgesetz fehlt noch. Es ist zu begrüßen, daß sich im vorigen Jahre die „Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der nord- und ostdeutschen vor- und frühgeschichtlichen Wehranlagen“ gebildet hat, deren Aufgabe es ist, besonders gefährdete Burgberge durch geeignete Maßnahmen bis zum Erscheinen eines Denkmalschutzgesetzes sicherzustellen. Sie will besonders geeignete Anlagen an Ort und Stelle aufnehmen und Grabungen ausführen, um eine sichere Unterlage für die Grundform der Burgwälle und den Zweck ihrer Herstellung zu gewinnen. Möchte die Arbeit unserer an Schätzen der Vorzeit so reichen ostpreussischen Heimat den erhofften segensreichen Nutzen bringen. Unsere Aufgabe wird es sein, die Absichten der Arbeitsgemeinschaft durch eine rege Aufklärungsarbeit zu unterstützen und das Bewußtsein in weite Kreise zu tragen, daß es sich bei den alten Wehranlagen um ein wertvolles Heimatsgut handelt, das geschont und gepflegt werden muß und dem Unverstände, der Gleichgültigkeit oder Zerstörungslust nicht zum Opfer fallen darf.

Königsberger Münzmeister.

Dr. Knapke, Preussia-Museum.

Spärlich sind die vorhandenen Nachrichten über die Anfänge der Königsberger Münze. In Preussischen Urkunden des 13. Jahrhunderts findet man *Königsberger* und *Samländische Pfennige* erwähnt. Bei diesen handelt es sich um *Ordensmünzen*, nicht um städtische Gerpräge, da in der Handfeste nirgends von einem Präge-recht der Stadt die Rede ist. Es hat demnach eine Ordensmünze bestanden, aus welcher sicherlich die kleinen silbernen Ordenshohlpfennige stammten, die als Münzzeichen die Krone trugen. (Marienburg zeigte das Hochmeisterschild, Elbing ein Kreuz, Thorn ein Burgtor als Münzbild.) In einer Urkunde des Komthurs von Königsberg vom Jahre 1299 wird schon ein „monetarius“ (= Münzer, Münzmeister) *Albertus* erwähnt, welcher vorher im Gründungsprivilegium der Stadt von 1286 als Zeuge unter der Bezeichnung „magister monetae“ bereits auftaucht. Gleichzeitig hört man auch von einem „monetarius“ *Chonradus*.

Darnach erfahren wir bis zur Zeit des Hochmeisters Ludwig von Ehrlichshausen nichts mehr von unserer Münze. — Jetzt erscheint der ehemalige Komthur von Elbing *Heinrich von Plauen* (nicht zu verwechseln mit dem bereits 1429 verstorbenen Hochmeister gleichen Namens) als Leiter der Ordensprägestätte Königsberg¹⁾. Ihm wurden vom Livländischen Orden 3 Münzgesellen zur Ein-

¹⁾ Napierski: Index corporis historico diplomatici livonie, I/37.

richtung einer Münzwerkstätte und zur Herstellung von Ordensschillingen zur Verfügung gestellt²⁾). Die Prägung soll von 1454 bis 1467 stattgefunden haben. Ob man **Heinrich von Plauen** schon als „Münzmeister“ zu betrachten hat, ist zweifelhaft, man findet auch kein Münzzeichen von ihm. Die unter seiner Aufsicht hergestellten Schillinge — die einzige Geldsorte, die damals geschlagen wurde — unterscheiden sich von früheren durch den Fortfall des langen, auf Vorder- und Rückseite über den Ordens- bzw. Hochmeisterschild aufgelegten Kreuzes.

Wieder vergehen an 20 Jahre, bis wir von

Hans Wesner, dem Münzmeister Johann von Tiefen's (1489—1497) hören. Er wird uns namentlich durch eine Feingehaltsprobe der Schillinge dieses Hochmeisters bekannt³⁾). Seine Prägungen zeigen das Kleeblatt (Abb. 1), welches wir vielleicht als ein erstes Münzmeisterzeichen in Königsberg anzusehen haben. Folgerichtig müssen wir bei solcher Annahme seine Tätigkeit dann auch schon unter Hochmeister Truchseß Martin von Wekhhausen (1477—1489) setzen, auf dessen Schillingen erstmalig dieses Kleeblatt erscheint. Sein Name taucht dann noch unter Hochmeister Friedrich, Herzog zu Sachsen (1498—1510) auf, doch suchen wir auf dessen Groschen vergeblich nach seinem Zeichen⁴⁾). Seine Amtsdauer müssen wir also für die Zeitspanne von 1477(?)—1489—1497—1510 annehmen.

Ihm folgte als nächster ein Münzmeister der Altstadt Königsberg, nachdem Hochmeister Albrecht von Brandenburg im Jahre 1521 der Stadt für 10 Jahre das Prägerecht verliehen hatte:

Dominik Plate. Dieser arbeitete von 1521—1527 in der altstädtischen Münze am Holztor in der heutigen Holzstraße nach der Brücke zu. Seine Prägungen waren nicht nach Vereinbarung vorschriftsmäßig ausgefallen, so daß schon 1527 vor Ablauf des Prägerechts weiteres Münzen eingestellt werden mußte. Seine Groschen — andere Geldsorten wurden nicht hergestellt — zeigen kein Münzzeichen. Plate muß ein befähigter Mann gewesen sein, der durch das Vertrauen des Herzog Albrechts als Münzfachverständiger zu den Polnischen Reichstagen entsandt wurde⁵⁾). Im Jahre 1530 hört man noch einmal von ihm als Wardein der Herzoglichen Münze.

Gleichzeitig seiner Tätigkeit in der Städtischen Münze amtiert als **Ordensmünzmeister** unter Hochmeister Albrecht

Albrecht Wilde seit 1520. Er wurde sechs Jahre später wegen Unregelmäßigkeiten gefangen gesetzt und erst auf sein Versprechen, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen, freigelassen. Trotzdem wurde 1529 mit ihm ein neuer Vertrag als Herzoglicher Münzmeister und Pächter eingegangen, und zwar auf Lebenszeit. Doch trat er schon im folgenden Jahre als nicht kapitalkräftig genug, eine solche Pach-

²⁾ Wahrfeldt, Marienburg 49.

³⁾ D. F. Münzverhandlungen fol. 34/Woßberg 191.

⁴⁾ Wahrfeldt, Marienburg I/61.

⁵⁾ Woßberg nennt ihn Plato. Wahrfeldt, Marienburg I 67/68. Schwinkowski, 12.

tung durchzuführen, von seinem Posten zurück. Er starb 1541⁶⁾. Ihm folgte eine äußerst interessante Persönlichkeit in

Jobst Ludwig Diez⁷⁾. Geborener Elsäßer, war er Kaufmann in Polen, meist Metallhändler, darnach Königlich polnischer Sekretär, später wurde er im diplomatischen Dienste verwendet und geadelt. — Hierauf war er Leiter der Krakauer Münze und später auch der Thorner Prägestätte. Seine Prägungen zeigten ein hübsches Aussehen und waren von ordentlichem Schrot und Korn. Schon 1529 verhandelte Herzog Albrecht, da Münzmeister Wilde nicht genügend Mittel besaß, mit ihm über Silberlieferungen und erbat seinen Rat über den Königsberger Münzhof; im Anschluß wurde ihm nach Rücktritt Wilde's die Pacht für 10 Jahre angetragen, worüber auch ein Vertrag zustande kam. Er selbst ließ sich wenig in Königsberg sehen, seine Angestellten gaben durch ihre Betrügereien oft zu Klagen Anlaß, denen bald Differenzen zwischen dem Herzog und Diez folgten. Ersterer warf ihm zu großen Verdienst vor, letzterer behauptete, nur mit Verlust zu münzen. — Doch muß sich wohl alles gut verglichen haben, denn er blieb und hielt die Münze bis 1540 in laufendem Betrieb. Man muß ihm zubilligen, daß er Albrecht durchaus treu ergeben war. Unterstützt wurde Diez durch seinen Münzschreiber

Gustavius Vogelweider⁸⁾, welcher sich durch Tüchtigkeit so großes Ansehen erworben hatte, daß sogar der polnische König ihn zur Prägestätte Wilna anforderte. Er blieb jedoch in Königsberg und trat nach Ablauf des Vertrages mit Diez in Herzogliche Dienste über, aus welchen er wider Erwarten schon 1544 wegen festgestellter Untreuerungen schied. Ihm folgte in demselben Jahre

Hans Nimpf⁹⁾, welcher als Danziger Stadtschreiber wegen Beteiligung am Aufruhr flüchten mußte. Er erhielt vom Herzog 1541 die oberste Aufsicht als „Münzherr“ über die Münze. Er besaß großen Einfluß beim Herzog und war andererseits wegen seines schroffen Wesens bei den Königsbergern mehr als verhaßt. Während seiner Tätigkeit hatte die Münze von 1548—1554 wegen Silbermangels fast vollkommen geruht. Ihm verdankte die Herzogliche Regierung die Aufdeckung der Betrügereien Vogelweiders. War er der „Münzherr“, so war unter ihm als Münzmeister

Heinrich Straube von 1542—1554 tätig, der schon seit 1529 als Wardein beschäftigt war. Von seinem Tun hört man nichts Besonderes. Nach ihm erfahren wir von einem Münzmeister

Gerhard Lenz, der spätestens 1557 sein Amt beginnt und die Münze in ziemlich rege Tätigkeit setzt, nachdem die Polen jahrelang, um die herzogliche Prägung lahmzulegen, den Silber-Transithandel nach dem Herzogtum Preußen verboten hatten¹⁰⁾. Setzt taucht nach langer Zeit wieder ein Münzmeisterzeichen auf, sicher

⁶⁾ Schinkowski 12. 38. Bahrfeldt Marienburg 71.

⁷⁾ Ebenso 79 uff. Ebenso I 71 uff.

⁸⁾ Schinkowski 94. Bahrfeldt, Marienburg I, 72.

⁹⁾ Ebenda 83. Ebenda 72.

¹⁰⁾ Ebenda 85. Ebenda 72.

einen gebogenen Zainhafen vorstellend (Abb. 2). Selten wird er in den Akten erwähnt, nur einmal im Jahre 1561, als er von

Hans Goebel abgelöst wird. Auch dieser war vorher schon Münzschriftreiber und Wardein, und bekleidete sein Münzmeisteramt bis 1573, in welchem Jahre der Betrieb für lange Zeit zum Stillstand kam. 1580 verstarb er¹¹⁾. Nach Wiederaufnahme der Prägungen 1585 übernahm Administrator Georg Friedrich aus Dänischen Diensten



Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3



Abb. 4



Abb. 5



Abb. 6



Abb. 7



Abb. 8



Abb. 9



Abb. 10



Abb. 11

Paul Gulden als Münzmeister und Wardein. Ihm verdankt der Königsberger Münzhof die Umstellung seines Betriebes von Menschenkraft auf Wasserantrieb; es lief nunmehr ein Goebelsches Druckwerk. Gulden war ein betagter stets fränklicher Mann, dessen Rechnungslegung nicht immer einwandfrei war. Seine Prägungen zeigen zwei verschiedene Münzmeisterzeichen (Abb. 3 und 4), erst einen Reichsapfel mit zwei gekreuzten Zainhafen, dann auch einen Reichsapfel ohne diese. Obwohl er 1593 starb, erscheint noch 1594 unter seinem Nachfolger letzteres Signum, was durch Voraussfertigung der Stempel sich erklärt¹²⁾. Sein überaus tüchtiger naher Verwandter (nach verschiedener Lesart Neffe oder Schwiegersohn)¹³⁾

Christof Angerer führte sein Amt fort. Er war ein glänzender Stempelschneider und ein gewandter ehrlicher Meister. Er schied schon 1598 wegen des Wardeins Eberhard Hauslaib aus dem Dienst, da dieser in überaus gehässiger Weise an der Rechnungslegung seines Vorgängers Kritik geübt hatte und auch ihm feindlich gesinnt war. Sein Münzmeisterzeichen besteht aus seinen Initialen mit Zainhafen oder in einem Zainhafen allein (Abb. 5 und 6). Nach ihm kam die Münze von 1598 bis 1618 zum Stillstand.

¹¹⁾ Ebenda 87.

¹²⁾ Zeitschrift für Numismatik XXXV/4.

¹³⁾ Ebenda XXXVII 213.

Nun hören wir erst von einem Münzmeister Georg Wilhelms von Brandenburg, welcher am 29. Dezember 1618 den Königsberger Münzhof an

Simon Janßen¹⁴⁾ gegen Schlagschatz verpachtet. Sein Vertrag endete am 24. Juli 1624, weil man ihm Unehrlichkeit vorwarf und ihn auf 100 000 pol. Gulden verflagte, der Prozeß fiel jedoch zu seinen Gunsten aus, so daß ihm noch 30 000 poln. Gulden zugesprochen werden mußten, für welche ihm der Kurfürst das Dorf Goldbach bei Lapiau verpfändete; später einigte man sich auf eine Zahlung von 9000 poln. Gulden. Er starb 1652. Seine Prägungen tragen als Münzmeisterzeichen ein Herz mit verschieden gestaltetem Kreuz darauf (Abb. 7 und 8).

An seine Stelle trat am Ende des Jahres 1624

Marcus Koch, welcher am 29. April 1625 erst als Münzmeister vereidigt wurde. Da es sich wieder um einen Pachtvertrag handelte, nahm er als Teilhaber einen gewissen Marschal Philipson an. Sein Zeichen: M. K. Schon 1627 muß er zugunsten seines Bruders

David Koch zurückgetreten sein. Er münzte gleichfalls auf eigene Rechnung. Als Münzmeisterzeichen erschien ein Rechteck auf der Spitze stehend mit Kreuz darauf (Abb. 9) oder seine Anfangsbuchstaben D. K. — Sein Wardein Ernst Pfaler wies ihm Betrügereien nach. Er starb 1651, seit 1643 war die Münze schon zum Stillstand gekommen. — Während seiner Tätigkeit finden wir seit 1646 als Wardein

Christian Melchior, der zuerst Sekretär des Großen Kurfürsten, aus besonderem Vertrauen heraus zu diesem Amte kam, und 1660 zum Münzinspektor ernannt wurde. Wir sehen wiederholt dessen Initialen CM allein oder neben denen des Münzmeisters auf verschiedenen Geprägen. — Von 1653 bis 1660 übernahm

Johann Casimir zu Culenburg die Münze der Pacht, während Melchior Wardein blieb. Bald hatte er den Münzhof in Afterpacht an die Königsberger Kaufleute Gerhard Sutert und Dominik Meyer vergeben; da er ständig über Verluste beim Münzbetrieb und Differenzen mit dem Wardein klagte, trat er schließlich ganz von seinem Vertrage zurück. Nur selten taucht als Münzmeisterzeichen sein Wappen auf (Abb. 10). Sein Nachfolger wurde

Hans Müller, wiederum als Münzmeister und Pächter. Nach seinem Tode führte von 1664—1666 seine Witve den Pachtvertrag weiter. Seine Prägungen zeigen als Münzzeichen die Anfangsbuchstaben H M nebeneinander oder auch als Monogramm (Abb. 11). Sieht man gleichzeitig die Buchstaben C G auf Münzen jener Zeit, so stammen diese von dem Obermünzinspektor

Caspar Gelhaar, der von 1664 bis 1678 zugleich Wardein war. — Sehr kurz war die Tätigkeit von

Daniel Koch, Nefte seines Vorgängers David Koch, als Münzmeister in den Jahren 1666/67. Münzmeisterzeichen sind von ihm nicht zu finden. Zwei Jahre später pachtete

¹⁴⁾ Bahrfeldt, Marienburg I, 115.

Thomas Tympe aus Danzig für 3 Jahre die Königsberger Münze. Sein Name blieb noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts in aller Munde, nannte man doch nach ihm die vorherrschende Geldsorte des Ostens die Ahtzehngröschler kurzerhand „Tympe“. Er zeichnete seine Gepräge mit T T. — Sein Nachfolger

Christof Barenhorst, welcher schon einmal in Nürnberg Bankrott gemacht hatte, übernahm die Münze 1672, flüchtete schon 2 Jahre darauf unter Hinterlassung von 10 000 Rthlr. Schulden nach Warschau, wurde dort bald verhaftet und nach Königsberg zurücktransportiert. Trotz Auspfändung bis aufs letzte konnte er seine Verbindlichkeiten nicht decken. Er muß sehr unfähig zum Münzmeisteramt gewesen sein, seine Prägungen waren dem inneren Gehalt nach zu hoch ausgebracht, was man wohl als etwas noch nie Dagewesenes bezeichnen kann. Er zeichnete gleichfalls seine Gepräge mit den Anfangsbuchstaben C V. — Ihm folgte

Heinrich Siwert, welcher eine überaus rege Tätigkeit im Münz-
hof entfaltete. Man kann bei ihm zwei Pachtperioden unterscheiden, die erste von 1674 bis 1677, die zweite von 1679 bis 1685. Während letzterer bezifferte man seine Ausprägungen auf über 66 Millionen Gulden (1 Gulden Poln. = $\frac{1}{3}$ Taler)! Seine Münzen tragen wie üblich die Initialen H S. Auch er schied wegen des Vorwurfs der Unehrllichkeit, man warf ihm vor, an 30 000 Taler veruntreut zu haben. — Noch im Jahre seines Scheidens erscheint als neuer Meister

Bastian Altmann, der aber nur 2 Jahre die Pacht führte, und dann in Weimarische Dienste übertrat. — Trotz der schweren Vorwürfe gegen seinen Vorgänger verpflichtete man diesen aufs neue 1687. **Siwert** prägte jedoch bis zu seinem Tode um die Jahreswende 1694/95 nur sehr wenig, der ganze Münzhof war überaus heruntergewirtschaftet. — Beide letztgenannten Münzmeister gaben ihren Prägungen die Initialen H S und B A, letzterer diese auch in gotischer Kursive.

Siegmund Dannies vom Stargarder Münzhof brachte den Königsberger Betrieb wieder als festbesoldeter Münzmeister in Schwung. Auch seine Tätigkeit währte nur vier Jahre von 1695 bis 1699. Seine Münzen tragen das S D. Der unter ihm arbeitende Wardein

Caspar Gelhaar erhielt den Münzmeisterposten, welchen er mit großer Tüchtigkeit und Fleiß bis zum Jahre 1728 versah. Schon im Jahre 1722 zum königlichen Rat und Münzdirektor ernannt, schied er am 2. April 1728 hochbetagt und vom Könige Friedrich Wilhelm I. ausgezeichnet aus seinem verantwortungsvollen Beruf.

Er hatte dem Könige seinen langjährigen Wardein

Christian Schirmer als Amtsnachfolger empfohlen. Er wurde Vorsteher des Königsberger Münzhofes bis 1743, unter ihm flauten die Prägungen immer mehr ab, so daß schließlich 1743 der Betrieb ganz zum Stillstand kam. Bis zu seinem Tode im Jahre 1751 wurde er als stets redlicher Beamter auch ohne Beschäftigung vom Großen Könige besoldet.

Die Graumannsche Münzreform 1750 stellte das gesamte Preussische Münzwesen auf eine andere Basis. Jede Münzstätte erhielt einen Münzdirektor, der dem Generalmünzdirektor in Berlin unterstand. Das früher übliche Zeichnen der Münzen durch Münzmeister-Buchstaben oder Zeichen kam in Fortfall, feststehende Buchstaben (Königsberg = E) gaben über die Herkunft der Stücke Aufschluß. — Die Selbständigkeit der Münzmeister hatte ein Ende gefunden, sie waren in den vorbildlichen preussischen Beamtenapparat eingegliedert. So können wir uns die Betrachtung des weiteren Münzbetriebes ersparen, zumal der Münzhof gegen Ende des 18. Jahrhunderts gänzlich zum Stillstand kam und das Gebäude 1803 versteigert wurde.

Will man der Tätigkeit der Münzmeister in früheren Jahrhunderten gerecht werden, so darf man durchaus nicht an sie den Maßstab eines Beamten legen, dem jede Obliegenheit bis zum Stüpfelchen vorgeschrieben war. In allen Zeiten war die Münzkunst ein schwierig Ding, meist den Prägeherren und den Räten nicht bis ins Letzte vertraut. So war es nicht verwunderlich, wenn die Ehrlichkeit der Herren Münzmeister nicht immer ihre stärkste Seite war. Bis in das 18. Jahrhundert hinein blieben die Münzmeister oft zugleich Pächter und damit Privatunternehmer, die den Gold- und Silbereinkauf für eigene Rechnung vorzunehmen hatten. Ihr Gehalt war oft nicht hoch, häufig wurde gar keins bezahlt. Man wertete stillschweigend ihre Nebeneinnahmen, wie den Gewinn am Metalleinkauf, den Gewinn der Ziegelkrähe (Abfälle und Schmelzrückstände) und dergleichen mehr. — Trieben sie es darin zu bunt, so verschwanden sie mit vollen Taschen über die nahe Grenze, bald wieder ein neues Unterkommen findend, denn sie waren gesuchte Leute ihrer Kunst.

Selbst im 18. Jahrhundert noch in Preußen, als doch immerhin schon unter Friedrich Wilhelm I. und dem Großen Könige eine vorbildliche Beamtenorganisation herrschte, kannte man diese schwache Seite einer gewissen selbstverständlichen Unehrllichkeit nur zu gut, gab doch Friedrich der Große der Witve des sehr tüchtigen und wohl auch als ehrlich bekannten Berliner Münzmeisters Ernst Georg Neubauer (1725—1749) auf ein Gesuch um Rückerstattung von Vorschüssen und Auslagen ihres verstorbenen Gatten den ablehnenden Bescheid: „ihr Mann habe bei Lebzeiten genug gestollen“!

Unsere Königsberger Münzmeister, teils aus alten Familien desselben Berufes stammend, ihre Künste vom Vater auf den Sohn vererbend, leben in der Numismatik fort. Sie waren durchaus Persönlichkeiten, an denen die Zeit, in welcher sie wirkten, nicht unbeachtet vorüberging. Unentbehrliche Ratgeber ihrer Fürsten, klug, oft schlau, erfahren in ihrem Berufe, dabei auf ihren Vorteil nicht minder bedacht, ohne dabei des Unrechts bewußt, sich Vermögensvorteile verschafft zu haben; dies war etwas Selbstverständliches, Gegebenes, mit ihrem Beruf Verknüpftes. — Ostpreußen war Grenzland, wirtschaftlich mit einer eigenen Währung auf sich gestellt, oft haben unsere Münzmeister als Hüter dieser dastehen müssen, war es

doch durch alle Jahrhunderte stets das Bestreben der Nachbarn — besonders Polens — gewesen, mit ihren viel minderwertigeren Prägungen das gute Königsberger Geld zu sich herüberzuziehen und uns mit schlechtem Gelde zu überschwebmen. Der Münzmeister erste Pflicht war es stets gewesen, die Zeiten zu verstehen und das zu prägende Geld dem baltischen Wirtschaftskreis anzupassen; dank des hohen wirtschaftlichen Verständnisses der brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige ist dies gelungen. Ging bei den Nachbarn in der Währung alles drunter und drüber, die Königsberger Münze war mit ihren ordentlichen Prägungen stets ein sicherer Faktor. Gern bediente sich der Handel unserer Münzen in den verflossenen Jahrhunderten, es war dies kein geringes Verdienst „unserer“ Münzmeister.

- Literatur:** Bahrfeldt, Berl. Münzblätter 1918, S. 193/194.
 Bahrfeldt, Die Münzen und Medaillen-Sammlung in der Marienburg, I Danzig 1901.
 Hensel, Samlg. Brandenburg-preuß. Münzen u. Medaillen, Berlin 1876.
 Napier ski, Index corporis historico diplomatiei livonie.
 Regling, Jahrb. d. Preuß. Kunstsamlg. 48, 1927.
 Schlicheisen Ballmann, Erklärungen der Abkürzungen auf Münzen usw. Berlin 1896.
 Schwinkowski, Das Geldwesen in Preußen unter Herzog Albrecht 1525 bis 1569. Berlin 1909.
 Voßberg, Geschichte über preuß. Münzen und Siegel uff. Berlin 1843.
 Zischrist, f. Num. 1926 XXXVI Heft 3—4. — 1927 Heft 1—4 XXXVII.
 Duden, Rußland, Polen, Sibland bis ins 17. Jahrh. Berlin 1886.
 Braun, Bericht vom Poln. preuß. Münzwesen. Elbing 1722.
 St. Min. Herzgl. Briefarchiv V 23, 9.
 D. Z. 12 870.

Dr. Walther Franz, Königsberger Willküren, Königsberg 1928. Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung. Heft 2. Hsg. mit Unterstützung der Stadt Königsberg. 175 S. — Das Kernstück des Buches bildet eine Untersuchung der großen, 154 Artikel umfassenden Königsberger Willkür von 1394. 37 Handschriften aus Stadt-, Staatsarchiv und Universitätsbibliothek zu Königsberg und der Danziger Stadtbibliothek hat der Verfasser miteinander verglichen. Die originelle Handschrift ist die im Königsberger Stadtarchiv von 1534. Dem sehr sorgfältig edierten Text folgen Inhaltserklärungen, scharfsinnige Untersuchungen über die Datierung der Willkür und der einzelnen Artikel und eingehende Textkritik. Franz weist nach, daß nur einige Artikel der Willkür von 1394, und zwar die über den Schutz der Ehe, aus diesem Jahre stammen und daß die uns erhaltene Fassung eine Kodifikation des Jahres 1522 ist. Das Buch ist nicht nur für die Königsberger Stadtgeschichte wichtig, sondern gibt ein farbiges Bild der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse einer mittelalterlichen Stadt, und auch der Sprachforscher wird an den alten Texten seine Freude haben.

Königsberg i. Pr.

Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Druck: Ostpreußische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.,